

Achtunddreißigster Sonntag.

Heute haben wir eine große Freude gehabt, aber ich will Alles nach der Reihe erzählen. Wir standen vor sechs Uhr auf, und gingen mit Tante Susanne in den Wald, dort zu frühstücken. Weil kein Haus in der Nähe ist, mußten wir alles Erforderliche tragen, auch einen kleinen Theekessel, Spiritus und Zündhölzchen, denn Papa war besorgt, wir möchten ein im Walde angefachtes Feuer nicht sorglich genug wieder auslöschen. Tante hat sich einen lackirten kleinen Theekessel für solche Waldfreunden angeschafft. Es war so allerliebste, und Tante hatte zu diesem kleinen Feste eigenhändig einen Schiebertuchen gebacken. Die Hälfte desselben ward in Mama's Frühstückszimmer gestellt, den Rest nahmen wir mit. Marie sprang umher

und rief: „Tante, sind auch recht viele Rosinen darin? Tante, hast Du auch recht große Rosinen ausgesucht?“

Nachdem wir an Ort und Stelle Alles in Ordnung gebracht hatten, sangen wir, unserer Gewohnheit gemäß, ein Lied zum Preise Gottes. Tantens reine, melodische Stimme klang feierlich durch den Wald; Otto singt Tenor und ich Baß, Marie zwitscherte wild dazwischen.

Das Frühstück schmeckte uns prächtig, aber im Walde machte der Herbst sich schon geltend; die Vögel waren so still, nur die Drosseln ließen sich hören, aber ein Blatt nach dem anderen fiel von den Bäumen auf uns herab. Nach dem Frühstück sangen wir ein kleines Vogellied, welches Tante uns gelehrt hat:

„Vöglein singt im Walde,
Singt so hell, so rein,
Vögleins Lied im Walde
Muß gar lieblich sein.

„Vöglein liebt im Walde,
Bauet still sein Haus,

Bögleins Lieb' im Walde
 Späht kein Neider aus.

„Böglein stirbt im Walde,
 Singet selbst sich ein,
 Bögleins Tod im Walde
 Muß gar selig sein!“ —

Marie sagte auch ihr kleines Lieblingsgedicht:

„Zeislein, Zeislein,
 Wo ist, wo ist Dein Häuslein?
 Hoch oben im Baum,
 Aus Reis und Flaum,
 Aus zarten Blütenreislein,
 Da ist, da ist mein Häuslein.

„Zeislein, Zeislein,
 Wer wohnt, wer wohnt im Häuslein?
 Mein Schätzlein hold,

Treu, treu wie Gold,
 Das allerliebste Zeislein,
 Das wohnt, das wohnt im Häuslein.

Wir sprachen viel über den kommenden Frühling, und daß wir dann nicht hier sein würden, sondern im engen Gymnasium; aber Tante ließ keine Schwermuth aufkommen. „Genießt den schönen Tag, den Gott Euch heute schenkt,“ sagte sie, „und fangt keine Grillen; wir sind ja auch nicht allein zu unserer Freude auf der Welt, sondern müssen früh lernen, uns in unvermeidliche Dinge zu schicken. Schade, daß die kleinen allerliebsten Vögel nicht mehr singen, wie im Frühling! Aber wir wollen ein Lied auf die Vögel und auf den Frühling dichten. Otto, der erste Vers ist für Dich.“

Was nun folgt, wollen wir lieber kein Gedicht nennen, da würden wir wohl in Streit mit den Herren Dichtern gerathen, aber wir haben sehr dabei gelacht. Hier fehlte ein Wort und dort eines, hier war eines zu viel, und dort war der Reim nicht zu finden. Marie fuhr immer

mit sehr spaßhaften Rathschlägen dazwischen, die ihr der
höchste Ernst waren. Endlich ließen wir uns genügen,
und waren ganz mit unserem Nachwerke zufrieden.

Es singen die Finken:

Frühling, heraus!

Es fliegen die Störche

In rastlosem Saus.

Es zwitschern die Meisen:

O Frühlingslust!

Es jubeln die Lerchen

Muth in die Brust.

Die Nachtigall klaget:

O Frühlingszeit!

Die Nachtigall ahnet

Vergänglichkeit.

Der Kuckuk der ruft:

Frühling, Kuckuk!

Da hört ihn der Sommer

Und weist ihn zur Ruh'.

Die Herbstdrosseln sagen

In eigner Melodei:

Es hilft Euch kein Klagen,

Frühling ist vorbei! —

Tante Susanne sagte, sie wolle das kleine Lied in Musik setzen, und dann sei sie, was man selten antreffe, Dichter und Componist in einer Person. „Ich setze fecit, fecit darunter, darauf könnt Ihr Euch verlassen!“ „Ja, Tante,“ entgegnete Otto, „das thue mir, dann hast Du Beides, die Ehre und auch die Schande davon.“

Als wir nach Hause kamen, fanden wir einen Brief von Herrn Flohr; das war eine unbeschreibliche Freude! Der Brief war an mich überschrieben, weil ich doch der Älteste bin, aber er ist für Otto und für mich. Ich schreibe ihn ab.

„Mein guter Wilhelm, mein theurer Otto! Was werdet Ihr sagen, und Du besonders, Herr Brausekopf, wenn ich Euch mittheile, daß ich verwundet und gefangen bin. Verwundet — das wird Otto begreifen, aber gefangen? Wer wird sich fangen lassen! — Eines hängt nicht

selten mit dem Andern zusammen, und so auch erging es mir. Hört nur. Wir hatten mit sechs Bataillonen eine feste Stellung bei D. genommen, Jäger und Husaren waren uns beigegeben; so erwarteten wir den Feind, der nicht auf sich warten ließ. Die leichten Truppen schwärmten aus und wurden geworfen; nun rückten wir vor, und bald war der Kampf allgemein. Wir gingen mit wechselndem Glück vor und zurück, mußten jedoch zuletzt der Uebermacht weichen; im Augenblick des Rückzuges ward ich am Fuße verwundet, und die Unserigen behielten nicht Zeit, ihre Verwundeten mit sich fort zu nehmen; so fielen wir in Feindeshand.

Wie lange ich unverbunden auf dem Kampfplatze gelegen, weiß ich nicht; ich hatte das Bewußtsein verloren und erwachte im Lazareth. — Es glückte in den nächsten Tagen, die Kugel aus der Wunde zu ziehen, und ich darf auf völlige Herstellung hoffen. — Lieben Freunde, ein Lazareth ist ein trauriger Aufenthalt; man sieht und hört nur Leid, Seufzer, Klagen, Schmerzenslaute. Mir zunächst lag ein junger, schwer verwundeter Jäger, der in lichten Augenblicken stets von seiner Mutter sprach, wie

sie nach ihm fragen, um ihn sorgen, über ihn trauern werde, und wie nur Gott sie werde trösten können. Da kam nun meine Bibelfestigkeit mir zu Gute; manch schöner Spruch brachte Ruhe in diese junge Seele, die so früh vom Leben scheiden mußte und sich dessen bewußt war. Er bat einen jungen freundlichen Arzt, von seinen Haaren ihm abzuschneiden und sie mir zu geben; ich sollte sie bewahren und sie seiner Mutter bringen mit seinem letzten Gruße und letzten Dank. — Ich ließ mich so legen, daß ich ihn ansehen konnte; das tröstete ihn. Wenn er sehr litt, mußte ich ganze Gesänge hersagen; das beruhigte ihn, und oftmals schlief er dabei ein, wie ein müdes Kind. Die übrigen Verwundeten hörten still zu und störten uns nicht. — Wieder und wieder trat mir die ewige Wahrheit entgegen, daß der Trost, den Gott gewährt, der einzige ist, der das Herz ruhig macht. Nach zehn Tagen war das Bette neben dem meinigen leer; der junge Jäger war todt. Als man ihn hinweg trug, flossen meine Thränen ihm nach; ich gedachte seiner armen Mutter und kam mir selber einsam vor.

In drei Wochen denke ich meinen Fuß wieder gebrauchen

zu können; bis zu der Zeit hoffen wir ausgewechselt oder von unseren braven Kameraden befreit zu werden. Das Bette neben mir ist wieder besetzt; ein verwundeter feindlicher Jäger hat es eingenommen, und wieder muß ich das Amt des Trösters übernehmen. — Es ist ein junger Freiwilliger, der den Krieg gegen den Willen seiner Eltern mitmacht. Dieser Ungehorsam beunruhigt ihn jetzt sehr, und er sehnt sich nach der Verzeihung und dem Segen seiner Eltern. Auf seinen Wunsch habe ich diesen geschrieben, und ihnen Nachricht von dem Ergehen des Sohnes gegeben, der jetzt die Stunden zählt, bis zu welcher Zeit Antwort eintreffen kann. „Ach,“ sagte er diesen Morgen, „wenn man doch wüßte, was man am Vaterhause hat, während man noch darinnen ist! So gut trifft man es nimmer wieder im Leben. In der Welt da trifft man wohl lustige Kameraden und gute Freunde, und treibt es eine Weile fröhlich mit ihnen, aber am Ende muß doch jeder seinen Weg gehen; da schüttelt man sich die Hände, trinkt ein Glas Wein mit einander, schenkt dem Freunde eine Pfeife und dergleichen, und damit ist's vorbei. Die Eltern dagegen — ach, denen ist man der liebste Herzensschatz! Wenn

der Sohn fortgeht aus dem Vaterhause, dann wird's dort öde und leer, und er nimmt einen Theil des Glückes und der Ruhe mit hinweg. Es fühlt am Ende wohl jeder, daß solche Liebe unerseßlich ist; wohl daher denen, welche dankbar und gehorsam waren und als gute Söhne von den Eltern schieden.“

Für heute muß ich schließen; die ganz ruhige Lage, in der ich verharren muß, die Krankluft, in der ich lebe, der Anblick so vieler schwerer Leiden, und endlich doch auch die eigene Wunde, haben meine Kräfte mitgenommen. Man spricht hier viel von einem Reitergefechte und einem glänzenden Angriffe der Kürassiere unter ihrem tapferen Obersten von Barneck. Das werdet Ihr gerne hören! Lebt wohl, Ihr lieben jungen Freunde; sagt Euren Eltern meinen dankbaren, ehrerbietigen Gruß, und allen Uebrigen, insbesondere jedoch Marien, die allerbesten Grüße. Ich gedenke Eurer täglich, auch die Thiere vergesse ich nicht. Wann wird die Taube der Friedens mit ihrem Oelblatte bei uns einkehren! Lebt wohl, lebt wohl. F.“

Als ich den Brief las, guckte Otto mir über die Schulter, und Marie war auf einen Stuhl gestiegen, um den

Brief anzusehen, denn lesen konnte sie natürlich nicht. In ihrer Lebendigkeit rief sie: „Lebt Herr Flohr? lebt er? das sagt mir doch.“ Otto erwiderte: „Nein, Marie, er hat geschrieben, daß er todt ist.“ Die gute Kleine nahm die Antwort etwas übel auf, aber am Ende mußte sie doch lachen; sie sprang vom Stuhl herab, schwenkte ihr Tuch über dem Kopf, und rief: „Dreimal hoch für Alle, die den guten Flohr nicht todtgeschossen haben!“ Das war freilich ein weites Feld für Beifallsbezeugungen. —

Als wir ausgelesen hatten, sagte Marie: „Wenn man eine rechte Freude gehabt hat, muß man auch an Andere denken; hier ist ein Groschen, den soll der erste Arme haben, dem wir heute begegnen.“ Otto und ich legten jeder einen dazu, damit der Glückliche, wie Otto sagte, mit einem Mal ein Erbsus werde. Marie flüsterte mir zu: „Christian soll es dem alten Peter sagen, daß er heute nach dem Hofe kommt, dann wird er der reiche Mann.“ Als Herr Flohr noch bei uns war, sagte er manchmal Uhlands schönes Lied: „Ich hatt' einen Kameraden“ u. s. w.; wir wollten ihn fragen, ob er auch einen Kameraden gefunden hat?

Ach, das muß wunderschön sein, einen Freund zu haben, mit dem man steht und fällt. Der ganze Sonntag, so viel wir bereits davon erlebt haben, war so schön, aber ich kann nicht mehr schreiben.

Wilhelm.